

°luftschacht

Manfred Rimpl

Die kosmische Komödie

Roman

Luftschacht Verlag

*Es könnte ganze Antiwelten und Antimenschen aus Antiteilchen geben.
Doch sollten Sie Ihrem Anti-Ich begegnen, geben Sie ihm nicht die Hand!
Sie würden beide in einem großen Lichtblitz verschwinden.*

Stephen Hawking

© Luftschacht Verlag – Wien 2010
Alle Rechte vorbehalten

www.luftschacht.com

Umschlaggrafik: Florian Anrather
Satz: Livia Neutsch
Druck und Herstellung: CPI Moravia

Die Wahl der angewendeten Rechtschreibung
obliegt dem/der jeweiligen AutorIn

ISBN: 978-3-902373-57-1

I.

Hier drin ist bis auf die Körper der Inhaftierten alles hart. Kalt, eckig und von einer Undurchdringlichkeit, die jedes menschliche Maß in Frage stellt. Eisen, Beton und Stahl. Der Schall der schweren Türen begleitet sie auf dem Weg nach draußen. Dieser Lärm pflanzt sich durch die Flure in alle Richtungen und Etagen fort. Das Labyrinth, durch das sie gehen, Arm an Arm nun, hat er in den letzten Jahren in seinem Kopf nachgebaut. Eine wuchtige Konstruktion aus Enttäuschung, Wut und Blut. Der Maßstab stimmt genau, doch die Wände seiner Vorstellung sind rot. Noch mit geschlossenen Augen würde er hier überall hinfinden – in die Fresskammer, die Strafkammer, die Kraftkammer, überallhin, nur nicht nach draußen.

Er ist auf dem Weg in die Freiheit!

Dieser Gedanke ist viel zu groß für seinen Kopf, den nur das Labyrinth ausfüllt. Er konzentriert sich auf die nächsten Bewegungen. Sein Aufpasser entriegelt mit dem rechten Daumenabdruck eine Stahltür. Sie betreten den Schleusenraum. Er wird zu einem Schalter aus Panzerglas geführt, wo man ihm die Handschellen abnimmt und ein paar Papiere vorlegt. Er macht sich nicht die Mühe zu lesen, was man ihm da zeigt. Schreibt sein Stift rot oder sieht er bloß rot? Ein erstes Lächeln an diesem Tag, den er seit Jahren herbei zählt. Dabei sinken die Ecken seines scharf geschnittenen Mundes wie in Zeitlupe nach unten.

Mit breiten Schritten geht er auf die Freiheit zu. Einen Moment lang fürchtet er, die Glut einer Wüste könnte ihm entgegenschlagen, sobald er die kühlen Gänge des Labyrinth

verlässt. Mit nichts als Treibsand in den Knien. Sein Aufpasser öffnet eine weitere Tür, sagt irgendwas und schiebt ihn mit einem Schulterklopfen hinaus. Er stapft weiter, wie aufgezogen, zeigt dem Außenposten seine Papiere und steht plötzlich auf der Straße.

Allein.

Um ihn seine Stadt, die ihm fremd vorkommt. Nichts lässt sich mit dem Labyrinth vergleichen, das in seinem Kopf gespeichert ist. Er schultert die Sporttasche und setzt sich in Bewegung. In der Flucht der Straße, deren Namen er vergessen hat, steigt die Sonne hoch. Sie scheint alles zu versengen, womit sie in Berührung kommt: Häuser, Gassen, Autos, erste Passanten ... Er setzt die alte, schwarze Ray Ban auf, die man ihm mit seinem anderen Zeug ausgehändigt hat, und schlendert auf die Sonne zu.

Er begegnet allem mit einer Mischung aus Neugier und Misstrauen. Als könnte sich in den Jahren seiner Absonderung das Wesen der Dinge und Menschen grundlegend geändert haben. Beweist die Uniform des Busfahrers etwa nicht, dass es sich um einen Spitzel handelt? Dieser Blick, als er einstieg und nicht gleich wusste, wie er zu einem Fahrschein kommt. Jetzt dieser dämliche Automat, der nicht funktioniert wie er will. Nach ein paar Faustschlägen spielt die Anzeige verrückt und das Scheißding ist völlig hinüber. Immerhin ist es noch als Stütze zu gebrauchen. Alle Plätze sind besetzt, also lehnt er sich auf den Automaten und schaut sich hinter dunklen Gläsern herausfordernd um. Die alte Angriffslust kommt wieder hoch und setzt ihn unter Druck. Wenn der Fahrer ihn über den Rückspiegel noch länger mit Blicken verfolgt, wird er ihn anschnauzen. Scheiß auf das Ticket!

Er hat früher nie gezahlt und wird jetzt nicht damit anfangen.

Diese Hitze am frühen Vormittag. Drinnen war alles voll klimatisiert. Um die Gemüter der Totschläger und Mörder zu kühlen. Sogenannte *Zwischenfälle* gab es dennoch. Daumen, die Augäpfel zum Platzen brachten. Siedendes Öl aus einer Pfanne im Gesicht eines Dealers. Ein Ding im Arsch eines Kinderschänders. Er hat sich rausgehalten, so gut es ging. Von allem aber konnte man sich dort nicht fernhalten. Manchmal musste man Farbe bekennen, wollte man nicht selbst ins Visier geraten. Rot in seinem Fall. Das war schon immer so. Die Farbe der Liebe, der Wut und des Blutes. Mit dem Handrücken wischt er sich Schweiß von der Stirn.

Warum hört der Busfahrer nicht endlich damit auf, ihn im Rückspiegel zu beobachten? Jetzt nimmt er sein Handy und ruft jemanden an. So ein Mobiltelefon wird auch er sich beschaffen müssen. Er wird es brauchen, wenn er endlich tut, was er drinnen aus diesem Meer an Zeit getaucht hat. Aber nun sollte er aussteigen. Er hat dieses Bauchgefühl: dass es womöglich besser ist, den Bus an der nächsten Haltestelle zu verlassen und ein Stück zu Fuß zu gehen. Leute steigen aus, andere ein. Er aber bleibt die kommenden Stopps über an den Automaten gelehnt. Apathisch. Wie in Trance. Er spürt etwas auf sich zukommen und kann doch nichts dagegen machen. In seinem Kopf beginnt es zu ticken.

Eine einsame Haltestelle irgendwo auf halber Strecke.

Sie wollen seinen Ausweis sehen. Er muss sich überwinden mit ihnen zu sprechen, den Knoten im Solar Plexus ignorieren, um ihnen zu sagen, dass er keinen Ausweis dabei hat. Er weiß, was das bedeutet, wenn seine Stimme

so fremd klingt. Er lächelt die Frau an, die ihm attraktiv erscheint nach all der frauenlosen Zeit. Doch der Typ ist ihm zuwider. Diesen Griff um seinen Arm wird er nicht lange ertragen. Er sucht in den Augen der Frau nach einem Ausweg. Nach Verständnis für seine Situation. Sie weicht seinem Blick aus, verlagert ihr Gewicht auf das andere Bein, und dieser Kerl sagt, wenn er nicht zahlen könne, müsse er mit und seine Identität feststellen lassen.

„Ich will nicht zahlen“, sagt er nur.

„Also gut, dann ...“ Der Kontrolleur hebt sein Funkgerät ans Ohr.

Einen Tick später reißt er sich los und dem Typen, bevor er noch reagieren kann, das Gerät aus der Hand. Mit einem wuchtigen Stoß rammt er ihm das Ding ins verblüffte Gesicht. Die Frau läuft nicht davon, stürzt sich um sich schlagend auf ihn. Er weicht ihren Fäusten aus, nimmt sie in den Clinch, hebt sie hoch, drückt sie an sich und dreht sich mit ihr im Kreis. Lacht dabei und stimmt eine Strophe aus einem Lied an. Wie hat er sich danach gesehnt, endlich eine Frau zu umarmen! Den Druck ihrer Brüste und Schenkel zu spüren. Ihren Atem an seinem Hals. Ihr Kollege hockt am Straßenrand, wimmernd, auf allen Vieren, und spuckt Blut, vermischt mit Bruchstücken seiner Schneidezähne, in den Straßengraben.

Er muss weg. Sein Programm ist fast ganz abgelaufen. Er will sie abschütteln. Aber sie krallt sich an ihm fest und schreit lauthals um Hilfe. Mit einer energischen Drehung wirft er sie ab. Im Vorübergehen hält er inne, holt kurz aus und tritt dem Kontrolleur mit dosierter Wucht in den Magen. Er dreht sich nicht mehr um, kann aber noch hören, wie der Kerl in seinem Rücken sich in einem Schwall erbricht. Er schlägt einen kleinen Umweg ein. Nun erst

schmeckt er das Gefühl der Freiheit, das er beim Verlassen des Gefängnisses vermisst hat.

2.

Bert muss hier weg, wenn er nicht vor dem Ende seiner Ehe stehen will. In der letzten Warnung seiner Frau schwangen Untertöne mit, etwas Unmissverständliches, das nur er hören konnte.

Das war vor einer Ewigkeit, kommt ihm jetzt vor, wenn Silvia sich im Halbschlaf bewegt, irgendetwas murmelnd, und er spürt, dass er noch in ihr ist. Im Licht, das mit den ersten Geräuschen draußen aufkommt, zeichnen sich die Konturen ihrer Schulterblätter ab. Ihr Hals, unbehellig jetzt von seinem Begehren, ist wie eine Linie in diesem Raum. Ein Zimmer, das viel über die beiden weiß, mehr vielleicht, als sie übereinander wissen. Er drückt sein Becken an ihres, vor und zurück, bis er noch einmal hart wird, während sie ihren Rücken nach innen wölbt und ihm mit dem Hintern entgegenkommt. Doch wieder wird er aufstehen und sich ankleiden und sie wird ein paar Seufzer ausstoßen und sich in ihrem Bett querlegen, um ihr Revier zu besetzen, in dem er immer nur Gast geblieben ist. Wie lange schon? Jahre müssen es sein.

Sie keucht tief, zieht ihn fest an sich und flüstert, er solle endlich bei ihr bleiben, wie schon so oft versprochen, oder ein letztes Mal weggehen, klare Verhältnisse schaffen und zurückkommen. Für immer! Sie hat einen Mann aus ihm gemacht, als er dabei war, sich in ein Neutrum zu verwandeln. Es war wie eine Auferstehung. Ohne Begehren hat das Leben schal geschmeckt. Eine Suppe, die er pflichtbewusst, aber widerwillig auslöffelte, bis er endlich Silvia traf.

Nun beschwört er sie, ihm doch zu glauben, flüstert Worte in ihr Ohr, als die Schleier in ihren vom Wein und Halbschlaf benebelten Köpfen aufreißen und plötzlich den Blick auf etwas freigeben. Er nennt sie „Liebes, Darling, mein Schatz ...“ und verspricht ihr in Satzketten, was er ihr schon seit langem verspricht. Die Trennung von seiner Frau, um endlich mit ihr zu leben. Das wäre gar nicht schlimm, im Gegenteil, Rosa ist längst Teil des stechenden Schmerzes in seiner linken Schläfe, würde es nur nicht auch die Trennung von seinem Sohn Boris bedeuten. Der ist, neben seiner Arbeit und Silvia, die sich jetzt in seinen Händen seltsam versteift, sein Ein und Alles.

Dann schiebt sich etwas zwischen Silvia und ihn, das ihn in letzter Zeit immer häufiger heimsucht. Dass eine Menge Jobs aufgrund seiner Vorschläge wegrationalisiert wurden, entspricht dem Geist dieser Zeit, und solange es andere erwischt, kann er sich in Sicherheit wiegen. Er weiß, das ist ziemlich beschissen, aber warum sollte gerade er sich deswegen Vorwürfe machen? Irgendwer findet sich am Ende immer, der die Dreckarbeit macht.

„Ja, mein Liebling“, wiederholt er immer wieder. Was dann kommt, spült alle seine Befürchtungen weg und spricht ihn vorübergehend von allen seinen Schwächen frei.

Bert drückt die Tür ins Schloss, als er geht. Er schafft das nie ohne Lärm im stillen Stiegenhaus, das zu dieser frühen Stunde besonders hellhörig scheint. Jeder seiner sich entfernenden Schritte flattert hinauf bis in den letzten Stock und verrät ihn. Was nimmt er denn mit? Falsche Versprechungen? Diesmal ist es ihm ernst! Falsche Hoffnungen? Ihn fröstelt. In die Morgendämmerung tretend schüttelt er sich kurz, dann strafft er sich, um dieses andere Leben ein letztes Mal abzustreifen.

Der Taxistand ist nicht weit. Es wird wieder sehr heiß werden heute, wie schon seit Tagen. Straßen, Gehsteige und Mauern kühlen kaum noch aus in diesen Nächten. Die meisten Fenster stehen offen, Vorhänge bauschen sich im warmen Wind. Hier und dort gehen bereits Lichter an. Viele fallen erst jetzt in einen unruhigen Schlaf, nachdem sie sich stundenlang in von Schweiß feuchten Betten von einer Seite auf die andere gewälzt haben. Er lächelt, beginnt zu summen. Musik macht ihm Mut, und den wird er brauchen, wenn er Rosa endlich mit dem konfrontiert, was er Silvia so oft versprochen hat. Fast kommt ihm vor, die beiden Frauen zwingen ihn zu dieser Entscheidung, diesem Schnitt, unabhängig voneinander, jede auf ihre Weise. Er hätte ohnehin wenig dagegen, einfach weiter zu machen wie bisher.

Er schiebt diese Gedanken beiseite und nennt dem Fahrer die Adresse. Mit einem Ächzen sinkt er in die Sitzbank des Taxis. Er fährt mit der rechten Hand in seine Hosentasche, zieht den Ring aus Weißgold heraus und steckt ihn sich an. Ihm ist klar, dass die Fahrer immer wissen, woher er kommt. Er merkt es an ihren Blicken, dem Tonfall, wie sie ihn im Rückspiegel mustern. Lenkerinnen meidet er bei diesen Fahrten von einem Leben ins andere, weil er sich der Solidarität der Männer sicher sein kann. Wenn sie ihn durchschauen, weil er aussieht und riecht wie einer, der sich soeben noch in einem fremden Bett gewälzt hat. Die Autofenster sind offen, der Fahrtwind kühlt seine Haut und sein Inneres auf ein erträgliches Maß ab. Er hat es in seiner Vorstellung schon oft durchgespielt, geprobt wie ein Theaterstück. Fast die Hälfte aller Ehen und Beziehungen geht in die Brüche. Falscher Trost der Statistik, denkt er, das hat er gar nicht nötig. Es steht ihm doch zu, selbst über

sein Leben zu entscheiden. Der Jüngste ist er auch nicht mehr, und von den vielen interessanten Leben, die einst möglich schienen, haben sich die meisten mittlerweile in Nichts aufgelöst.

„Zuerst tun wir nichts, dann schauen wir einmal, und dann werden wir schon sehen.“ Worte eines ehemaligen Chefs. Ein Landvermesser, für den er in den Ferien oft als Gehilfe gearbeitet hat. Viel frische Luft, immer draußen unterwegs, zu viel Bier und dieser Spruch, daran erinnert er sich. Es kann gut sein, dass er bald nichts mehr zu tun hat, wenn er nicht rasch eine neue Arbeit findet, was in seinem Alter nicht leicht sein dürfte.

Als Ehebrecher eingestiegen, steigt er als Ehemann und Vater aus. Einer, der einfach wieder einmal mit Kollegen aus war und die Zeit übersehen hat. Er gibt ein großzügiges Trinkgeld. Um die Götter zu versöhnen, sagt er sich, vielleicht aber auch um den Zeugen zu kaufen. Der Taxifahrer bedankt sich und nickt zum Abschied. Es gehört eindeutig nicht zu seinen Pflichten, über seine Fahrgäste zu urteilen.

Die Intimität der Wohnung, in der er mit Rosa und Boris lebt, gibt ihm sein anderes Leben zurück. Er schämt sich ein wenig. Die Verletzlichkeit der Schlafenden appelliert an seine Verantwortung. Er schaut noch nach seinem Sohn und küsst ihn, wie er ihn seit jeher küsst. Der Duft dieser Wangen, diese vertraute Silhouette im diffusen Zimmer, die Beine abgewinkelt, die Hände zwischen den Knien, stockend der Atem einen Augenblick lang, dann ein Seufzer, als er ihn noch einmal küsst. Mit feuchten Augen verlässt Bert das Kinderzimmer. Im Wohnzimmer zieht er sich aus, um den Geruch seiner Kleider nicht ins Schlafzimmer zu

tragen. Dann geht er vorsichtig hinein, schließt behutsam die Tür und legt sich nackt unters Laken. Rosa stöhnt, dreht sich weg, auf die andere Seite. Auch er dreht sich weg. Rücken an Rücken, ein Meter Abstand im großen Bett liegen sie da. So lange schon, wenn er zurückdenkt, dass er nicht mehr weiß, wie lange eigentlich wirklich. *Vieruhrzweiundzwanzig* flüstern die Leuchtziffern des Radioweckers auf seinem Nachttisch. Er versucht, an nichts Konkretes zu denken ...

Vor einem unruhigen, graugrünen Meer hüpfert er von einem Riesenstein zum nächsten, während die Flut steigt, und wenn die Wellen unter den Steinen durchschlagen, spritzt die kühle Gischt durch die Zwischenräume hinauf und netzt seine nackten Beine. Weit draußen, auf dem Horizont im Osten der Stadt, liegt schon ein feiner Streifen Gold.

3.

Sobald sie von der Rolltreppe ins Freie gehoben wird, kann sie es sehen. Scharen von Männern, die vor dem Eingang des Arbeitsamtes herumlungern. Sie quert den kleinen Platz vor der U3-Station Kendlerstraße. Die Fußgängerampel steht auf Rot, als sie näher kommt. Manche Männer halten bereits eine Dose Bier in ihren Händen.

Mit etwas vorwurfsvoller Miene kreuzt sie durch die Gruppen und steigt energisch die Stufen zum Eingang hinauf. Inmitten der Ausdünstungen der Arbeitslosen hinterlässt sie eine feine Spur ihres teuren, französischen Parfums. Wie mit dem meisten in ihrem Leben nimmt sie es auch mit dem Einlass sehr genau. Die da draußen sollen ruhig sehen, dass es noch so etwas wie Pünktlichkeit gibt, denkt sie, während sie hinter sich zusperrt. Die kommen zu früh, was sie ja noch verstehen kann, weil in diesen Nächten ohnehin kaum jemand Schlaf findet, aber dann trinken sie Bier, statt zu frühstücken, erscheinen dennoch zu spät zu ihrem Termin und regen sich auch noch auf.

Zimmer 3012. Silvia Patuzzi.

Endlich hat der Hausarbeiter das Schild neben ihrer Bürotür angebracht. Fünf Wochen hat das gedauert. Wäre sie selbst so nachlässig wie die meisten Leute, mit denen sie zu tun hat, würde wohl bald nichts mehr funktionieren. Sie lächelt in sich hinein, während sie sich mit routinierten Handgriffen für diesen Tag in ihrem Büro einrichtet. Sie fährt den Computer hoch und checkt ihre E-Mails. Nein! Natürlich hat er ihr noch nicht geschrieben. Es ist ja erst

ein paar Stunden her, dass er ihr Bett und die Wohnung verlassen hat. Sie genießt diese Art Erschöpfung, die sich gewöhnlich einstellt, wenn Bert bei ihr war. Dieses Mal, denkt sie, wird er auch tun, was er versprochen hat. Heute ist ihr Tag. Sie beide stehen an dieser Kreuzung und werden die richtige Richtung einschlagen.

Die Wetterprognose im Internet verspricht kaum Erleichterung. Für diesen Tag jedenfalls, einen Freitag, den vierzehnten August. Bald aber schon werde sich das Wetter dramatisch ändern, wie das nach Perioden großer Trockenheit gewöhnlich der Fall sei. Sie stellt die Klimaanlage an, was sie nur mag, wenn sie nicht im Büro ist, und geht hinaus, um sich einen Kaffee aus dem Automaten zu holen. Sie bekommt leicht einen steifen Nacken, wenn das Gebläse ununterbrochen kalte Luft verströmt. Zudem hegt sie den Verdacht, dass schädliche Mikroorganismen im ganzen Haus verteilt werden.

Flure und Warteräume füllen sich mit Arbeitslosen.

Seit der Krise reichen die Kapazitäten kaum noch aus. Zu wenig Personal und weniger Budget, obwohl die Zahl der Empfänger um ein Drittel gestiegen ist. Die Stimmung im Amt ist auf dem Tiefpunkt. Sie kann es spüren, wenn sie durch diese Gänge geht. Die Unzufriedenheit. Den Frust. Die Widerstände gegenüber dem System, das auch sie repräsentiert, wenn auch nur auf einer unteren Ebene der Hierarchie. Übertretungen der Hausordnung, Übergriffe und tätliche Angriffe nehmen zu. Seit der Krise gibt es diese Security-Typen im Haus. Leute, denkt sie, die bloß den ganzen Tag rumstehen, blöd glotzen und zu nichts gut sind, wenn sie gebraucht werden. Arme Teufel im Grunde, ohne jede Qualifikation, die wie die anderen hier bei ihr um Geld anstehen würden, wären sie nicht von

irgendeiner dubiosen Firma in diese lächerlichen Kostüme gesteckt worden.

Als sie nach dem letzten Schluck Kaffee die erste Kundin aufrufen möchte, läutet das Telefon. *Kundin*. Was für ein Euphemismus hier! Die Chefin fordert sie auf, um elf Uhr in eine Teamsitzung im ersten Stock zu kommen. Es gehe dabei um die sogenannten Zumutbarkeitsbestimmungen, die noch immer viel zu lasch interpretiert und angewandt würden. Diese Bestimmungen schreiben vor, unter welchen Umständen ein Jobangebot auf keinen Fall abgelehnt werden darf. Bei Zuwiderhandeln ist der Bezug des Arbeitslosengeldes unverzüglich einzustellen. So lautet jedenfalls die Direktive. Aber wie soll sie einer Alleinerzieherin von drei kleinen Kindern in die Augen schauen und ihr dabei die Unterstützung streichen, weil die es nicht schafft, so nebenbei auch noch einen 30-Stunden-Job auf die Reihe zu kriegen?

Tatsächlich hat sie gehofft, Bert würde am Telefon sein. Gerne hätte sie gehört, dass er es endlich gewagt hat, mit seiner Frau über alles zu reden.

Dann fertigt sie der Reihe nach Kunden ab. Sie muss es selbst so nennen: *abfertigen*. Im Schnitt hat sie pro Person nicht mehr als zehn Minuten Zeit. Das ist eindeutig zu wenig, wenn sie auch noch mithelfen muss, Formulare und Anträge auszufüllen, weil der Kunde kaum Deutsch kann und oft nicht mal in seiner eigenen Sprache alphabetisiert wurde. Und immer wieder diese Geschichten, die ihr aufgetischt werden. Haarsträubende Ausreden und unverschämte Lügen, warum etwas nicht geht, was doch so einfach scheint. Manche der Arbeitslosen betreut sie nun seit Jahren und ein paar von denen haben schon seit langem

Stütze bezogen, als sie ihr damals zugeteilt wurden. Aber das sind keineswegs immer chronisch Kranke, Junkies, Alkoholiker oder Depressive, sondern mitunter gesunde, gut ausgebildete Frauen und Männer im besten Alter, die ihr Arbeitslosengeld als Grundeinkommen betrachten, das mit Schwarzarbeit gut aufzubessern ist.

Kein System ohne Fehler! Das denkt sie dann, zum Trotz oder zum Trost, wenn sie ausgenutzt und für dumm verkauft wird, ob nun von Kunden oder Vorgesetzten.

4.

Hat sie wirklich wieder von einem brennenden Saal geträumt? Flammen, die Tapeten fressen, der Bühnenvorhang, die ersten Reihen, alles in Brand gesteckt von einer mysteriösen Macht. Menschliche Fackeln, die auf der Suche nach einem Ausgang durch die Reihen taumeln. Aber alle Türen brennen lichterloh, und sogar die großen Kristallluster über den Köpfen der panischen Menge haben sich entzündet. War das nur ein Traum? Oder hat sie es sich vorgestellt, als sie bereits wach war und mit noch geschlossenen Augen nur so da lag und auf ein Zeichen wartete, um endlich aufzustehen und diesen für sie so wichtigen Tag in Angriff zu nehmen.

Mechanisch streicht sie Butter auf ein Stück Vollkornbrot, dann Marmelade, beißt ab, nimmt einen Schluck vom Kaffee, versinkt wieder in Gedanken über diesen Traum. Oder was es auch immer war. Ein Wachtraum. Eine schreckliche Offenbarung. Ein prophetischer Blick in die Zukunft vielleicht? Am Abend wird sie in einem solchen Saal auf der Bühne stehen, ganz allein, und mit der Erinnerung an diese Flammen kämpfen, während sie sich von Pointe zu Pointe rettet. Einmal hat sie gesehen, wie das Publikum vor lauter Lachen Flammen spie.

„Du bist ein Profi“, sagt sie laut, erhebt sich und schlurft im Morgenmantel ins Bad. „Du bringst die Leute zum Lachen, wenn Du selbst heulen könntest.“ Das kühle Wasser der Dusche wird diese Gedanken vertreiben, hofft sie. In letzter Zeit ist sie sehr damit beschäftigt, solche Träume und Gedanken auf Distanz zu halten. Der junge Mann,

der in ihrem Bett liegt, ist auch nur ein weiterer Versuch, sich von diesen Schatten abzulenken. Sobald er aufwacht, wird sie ihn wegschicken.

Dieses Haus in den Weinbergen – mit Blick über das Weichbild der Stadt – ist der Beweis, dass sie es geschafft hat. Das hat sie so oft gehört, dass sie es selbst glaubt. Ein gefährliches Kompliment. Ein Haus ist schließlich nur ein Haus, auch wenn viele, die es sehen, in Entzücken darüber geraten. Eine solche Lage. Diese extravagante Ausstattung. Und erst dieser Ausblick! Seit Monaten sieht sie fast nur den Smog, der da unten über der Skyline liegt. Ihr kommt vor, als würde sich dieser Dunst auch in ihr immer mehr ausbreiten. Nun steht sie schon eine halbe Stunde lang unter dem fließenden Wasser und genießt die Abkühlung. Die Empfindung aber, nicht und nicht sauber zu werden, sitzt hartnäckig irgendwo in ihr fest.

Um sich abzulenken, denkt sie an die Verpflichtungen des Tages. Sie hat einiges zu tun: Besorgungen, ein Treffen, ein Interview für das Fernsehen ... Auf jeden Fall aber will sie eine Runde durch die Weinberge laufen, das tut ihr bestimmt gut. Obwohl sie zurzeit dabei das Gefühl nicht los wird, vor etwas davonzulaufen. Vor diesem unbestimmten Zweifel, der an ihr nagt, dem Nebel in ihr, den zu vielen Schatten. Vor dem Inferno ihrer Träume vielleicht? Beim Laufen fallen gewöhnlich alle quälenden Überlegungen nach und nach von ihr ab. Dann ist sie, wenn sie am Abend ins Licht der Scheinwerfer tritt, leer bis auf ihre Lachnummern.

Nun hat sie eine Gänsehaut bekommen und zittert leicht. Wegen des allzu kühlen Wassers. Sie steigt vorsichtig aus der Dusche. Sie ist überzeugt davon, dass sich irgendwann

irgendeine Komikerin den Hals brechen wird, wenn sie auf den nassen Fliesen eines Bades ausrutscht.

Sie stellt sich vor die Spiegelwand und nimmt kritisch Maß. Zweifellos! Sogar sie kann es sehen, obwohl der Blick auf den eigenen Körper bestimmt von Wunschdenken kompromittiert ist. Das vierzigste Jahr kommt auf sie zu. Veräterische Anzeichen häufen sich. Sie versucht sich auf etwas Erfreuliches zu konzentrieren. Ihre langen, grazilen Beine, die ihrem Gang stets etwas Exotisches verliehen haben und die sie, bis zur Mitte der Schenkel jedenfalls, noch immer gerne zeigt. Je länger sie auf das Spiegelbild ihrer Beine starrt, desto mehr Unvollkommenheiten entdeckt sie, die sie so noch nie wahrgenommen hat. Die kleine Pfütze um ihre Füße scheint aus Tränen zu bestehen. Wenn sie jetzt nicht handelt, kann sie sich gleich wieder im Bett verkriechen. Sie kämmt ihr halblanges Haar, steckt es hoch, schminkt sich ein wenig. So viel gerade, dass man nicht an Schminke denkt, wenn man sie ansieht, weil es zu wenig oder zu viel des Guten ist. Das ist wie mit dem Salz in der Suppe, denkt sie.

Morgenmantel, Holzpantoffeln von Camper, eine Korallenkette. Sie geht noch einmal zurück ins Bad, um ihre Uhr anzulegen. Dieses Ding, das vorgibt, die Zeit zu wissen, zeigt ihr, was um genau diese Zeit gemacht werden muss. Zum Glück ist sie eine erfolgreiche Frau, die es gewohnt ist, Entscheidungen zu treffen, und kein Kindermädchen, das den Erholungsschlaf jugendlicher Triebtäter überwacht. Das Klappern ihrer Pantoffeln auf den Fliesen aus Terrakotta markiert den Weg ins Schlafzimmer. Dieses energische Stakkato sollte ihm auf die Sprünge helfen, einen derart tiefen Schlaf hat der sich in dieser Nacht beileibe nicht verdient.

Sie platzt ins Halbdunkel des Zimmers. Die Jalousien sind so justiert, dass Streifen von Sonnenlicht den Raum in eine Art Käfig aus Licht und Schatten verwandeln. Nur Stille und das seltsame Hologramm, das diese Leere mit einer anderen, fast greifbaren Leere ausfüllt. „Aufstehen! Augen auf, mein Lieber. Auf ...“ Das dünne Tuch aus lila Satin ist zurückgeschlagen, der Faltenwurf erinnert sie einen Moment lang an ein antikes Gewand, das jemand rasch abgestreift hat. Bett und Raum sind leer. Vom Hocker ist auch sein Gewand verschwunden, bemerkt sie mit einem Anflug von Entsetzen. Immerhin kann sie sich die Mühe sparen, ihn mit Rücksicht und falschen Versprechungen aus dem Haus zu komplimentieren. Irgendwie ist sie sogar erleichtert, sie hätte heute ohnehin keine Zeit mehr für ihn gehabt. Ein Rest Unbehagen bleibt dennoch zurück. Er sei in sie verliebt! Das hat er ihr gestern am Abend in dieser dunklen Bar mehrmals glaubhaft versichert. Hat sie seit Neuestem etwa Anlass, an ihrer Menschenkenntnis zu zweifeln? Oder gar an ihrem Leben? Sie hat noch viel zu tun, verbietet sich alle weiteren Fragen dieser Art und macht sich an die Arbeit.

Den Rest der Strecke legt er zu Fuß zurück. Die Enge im Bus, die aufkommende Hitze, dieser blöde Typ, das hat ihn einfach explodieren lassen. „Du musst das in den Griff kriegen!“ sagt er laut zu sich, mehrere Male, während er nach einem Straßenschild Ausschau hält.

Verändern sich Städte eigentlich immer, wenn man längere Zeit weg ist? In diesem Viertel ist er aufgewachsen, jetzt erkennt er es kaum wieder. Früher war hier alles mehr oder weniger auffällig, nun ist alles von einer billigen Rechtfchaffenheit, kommt ihm vor. Wie ein Herumtreiber, den man im Supermarkt neu eingekleidet hat. In den meisten Gesichtern, die ihm begegnen, haust jedenfalls das alte Dilemma: Frust, gepaart mit einer verzweifelten Gier. Er biegt in die nächste Gasse ein und zügelt seine Schritte. Er muss sich beherrschen, wenn er erreichen will, was er sich vorgenommen hat. Er weiß, dass er das kann. Seine Wut unterdrücken und nur der Stimme der Vernunft folgen. Wenn er in all den Jahren etwas gelernt hat, dann das. Er hat viel gelesen und sich schlau gemacht. Während die anderen mit dem üblichen Scheiß beschäftigt waren, hat er sich für Buddhismus, Zen und so Sachen interessiert. Meditation hat ihm geholfen, an einem Ort ohne Privatsphäre seinen eigenen Weg zu gehen. Aber jetzt muss er ein paar Dinge regeln, um das Gleichgewicht wieder herzustellen. Inneres und äußeres Gleichgewicht.

Geist und Kosmos.

Yin und Yang.

Trotzdem steigt seine Nervosität, als er sich dem Haus nähert. Mit gesenktem Kopf und hochgezogenen Schultern raucht er sich eine an, ohne dabei stehen zu bleiben. Keine Kinder mehr auf den Straßen, denkt er. Beinahe ausgestorben, alles. Bilder von früher – wie aus einem experimentellen Film – zucken durch seinen Kopf. Schwarz-Weiß. Was macht er, wenn sie gar nicht da ist? Warten. Weit kommt sie ja nicht mehr. Auch dieses Haus ist renoviert und frisch gestrichen. Irgendwie verträgt sich das nicht mit seiner Erinnerung, die so vieles nicht kennt.

Das matte Schlurfen von Schritten. Dann öffnet sich die Tür einen Spalt breit und schlägt an eine Kette, die sich vor seinen Augen spannt. Ein lockiger, weißgrauer Schopf erscheint. Als sie den Kopf hebt, um ihn anzusehen, durchfährt ihn ein alter, vertrauter Schmerz. Sein Gedächtnis hat dieses Gesicht jahrelang konserviert. Er braucht ein paar Sekunden, um das Bild seiner Vorstellung mit dem abzugleichen, was er sieht. Schwarz glänzende Augen hinter dicken Brillengläsern. Als würde er ihre Augen durch Lupen betrachten. Geradezu winzig erscheint ihm das Gesicht im Verhältnis zu den Augen.

„Bitte?“

Dünn die Stimme vom Alter, etwas eingerostet. Doch er erkennt die Stimme, die früher so oft nach ihm gerufen hat. Fast immer mit der Sorge einer Mutter um ihr einziges Kind. Ein verwöhntes Kind, das ihr eine Niederlage um die andere bereitet hat.

„Mutter, ich bin´s“, sagt er nur, während er zu hören meint, dass ihre noch junge, kräftige Stimme über den Hof schallt, um ihn zum Essen zu rufen.

Sie blinzelt ein paar Mal. Die Falten um Mund und Augen formieren sich anders. Dann nestelt sie mit zittriger Hand die Kette aus der Verankerung und öffnet die Tür.

„Du“, sagt sie, „du also ...“, mehrere Male. Sie tritt einen Schritt zurück und breitet die Arme aus. Hebt ihr Gesicht ins Licht, das durch ein Fenster im obersten Stock des Stiegenhauses fällt. Ihre Augen suchen ihn, obwohl er fast direkt vor ihr steht.

Er küsst sie auf die Wange aus Pergament und nimmt sie in die Arme. Sanft, um nichts zu zerbrechen, mit einem Anflug von Scham, den er nicht zuordnen kann. Jemandem so nahe zu sein, hieß meist mit ihm kämpfen. Bei Turnieren, die von der Gefängnisleitung veranstaltet wurden, oder bei diversen Auseinandersetzungen unter Häftlingen. Er erwartet den aggressiven Geruch von Schweiß. Stattdessen ein Duft nach Moder, der aus ihrer Kleidung aufsteigt, vermischt mit Spuren eines Parfums und einem Hauch Inkontinenz. Ihre großen Augen hinter den Brillen schwimmen im Glück, als er sich vorsichtig von ihr löst. Es fällt ihm schwer zu schlucken, so trocken ist seine Kehle plötzlich.

Mit sparsamen, ritualisierten Bewegungen hantiert sie am Herd. Sie muss beinahe blind sein, denkt er. Aber ihre Augen waren ja schon immer schwach. Sie konnte mit dem Herzen sehen. Was er nicht selten ausgenutzt hat. Ohne es zu wollen, einfach weil sie seine Mutter war. Sein Vater war nicht mehr als eine Erinnerung der Mutter. Ein Gespenst, an das er nicht lange glaubte. Gott oder Teufel, je nachdem, wie sie gerade aufgelegt war. Sie hat ihn sehr vermisst, das weiß er. Für ihn aber war die Welt voller Väter, die ihn alle am Arsch lecken konnten.

Mit kleinen Schlucken trinkt er das kühle Bier aus der Flasche. Spürt die Wirkung des Alkohols wie ein Teenager, während er Fragen beantwortet, ohne darüber nachzudenken. Er beobachtet sie von der Seite. Diese alte, runzlige, fragile Frau ist der einzige Mensch, der ihm geblieben ist. *Die eiserne Braut*. So werden Mütter von Häftlingen im Jargon genannt, weil sie meist länger als andere – Freunde, Kollegen, Frauen – zu den Asozialen stehen. Weil die ihren Kindern treu sind bis zum Schluss. In guten wie in schlechten Zeiten. Vor allem auch dann, wenn kein Happy End in Sicht ist.

Wie schon früher meist stellt sie kaum Fragen. Fragen und Antworten liegen in ihrer Miene, dem Blick, ihren Gesten. Sie hat ihn nicht verurteilt, damals, als es anging, mit kleinen Straftaten, die ihn vors Jugendgericht brachten. Bedingte Strafen mit der Weisung, Bewährungshilfe in Anspruch zu nehmen. Raub, Nötigung, Hehlerei, Suchtgifthandel ... und immer wieder Körperverletzung. Das war seine Domäne. Später dann schwere Körperverletzung mit Todesfolge und das erste Mal richtiger Knast. Nie hat sie mit ihm gebrochen. Doch da war diese Trauer, die sich in seiner Mutter festsetzte. Sie begann um ihn zu trauern, obwohl er am Leben war.

Spiegeleier mit Schinken, beidseitig gebraten, wie er es mag. Sie fragt ihn nicht, ob er noch ein Bier will. Unter dem Einfluss von Alkohol hat er die übelsten Straftaten gesetzt. Er steht auf und holt sich noch eine Flasche. Ihr glänzender Blick, der wahrscheinlich nur mehr Konturen wahrnimmt, folgt ihm. Etwas ist in ihren Zügen. Nein, kein Misstrauen, nur diese alte Furcht vor der nächsten Enttäuschung. Er streicht ihr über den Rücken, drückt ihr einen Kuss auf die Stirn. Trotzdem liegt auf einmal Verrat in der Luft.

„Bleibst du?“ Ihre Stimme glaubt nicht daran.

Er zögert, nimmt ihre von der Gicht krummen Hände in seine: „Ich weiß nicht. Heute noch nicht. Ich muss ein paar Dinge regeln.“

Sie kennt nichts anderes. Stets sind die Männer gegangen. Zurück kam immer wieder nur er. Dieser missratene Sohn, den sie so sehr liebt, weil er ihr so oft das Herz gebrochen hat. Manchmal lagen Ewigkeiten dazwischen. Sie ergraute. Ihre Finger wurden krumm. Ihr Augenlicht verdüsterte sich. Doch nie hörte sie auf zu warten. In diesem Warten lag ihre ganze Hoffnung, dass eines Tages doch alles anders sein könnte. Er würde kommen, um ihr zu sagen, dass er heiratet. Davon träumte sie manchmal. Er würde einer geregelten Arbeit nachgehen und eine Familie gründen. Beim Gedanken an ein Enkelkind seufzt sie. Oft erscheint es in diesen Träumen. Ein Mädchen mit rotblonden Locken, grünen Augen und Grübchen in den Wangen. Über diese Dinge spricht sie mit keinem Menschen. Nur mit dem Gekreuzigten, der neben der Kredenz an der Wand hängt. Dann fällt ihr meist auf, dass seine rechte Hand fehlt. Auch eine Art Körperverletzung, tatsächlich aber ein Anschlag auf den heiligen Geist. Ihr Sohn hat Gottes Sohn verstümmelt. Eines Nachts, beim Streit um Geld, als sie in ihrer Verzweiflung Jesus um Hilfe gebeten hat. Nach einigen Versuchen, sie ihm anzukleben, bewahrt sie die Hand nun in der Schublade mit dem Ersparten auf.

Nach dem Kaffee verbreitet er Unruhe. Steht auf, geht scheinbar ziellos durch die Wohnung, reißt Türen auf, die sie seit langem nicht mehr geöffnet hat. Die Möbel im Schlaf- und Wohnzimmer sind in eine Plastikfolie gehüllt. Diese Räume ähneln Installationen irgendeines Künstlers, die hier

unbemerkt eine Epoche überdauert haben. Er zieht die Hülle von einem der Kästen im Schlafzimmer und nimmt einen Leinenanzug, ein Hemd und ein paar Schuhe heraus. Die Mutter steht wortlos in der Tür, während er sich umzieht. Drinnen hat er sich fit gehalten. Die Sachen passen ihm noch. Der Gestank nach Mottenkugeln wird verschwinden.

Noch einmal greift er in den Kasten, ganz tief hinein, und holt eine Kassette heraus. Er wirft einen Blick darauf. BASF steht da gedruckt und darunter, in seiner Handschrift, *Dreierbande*. Er nickt und lässt das Ding im Sakko verschwinden. In diesem porzellanblauen, italienischen Anzug fühlt er sich wie ein anderer Mensch. Er lächelt sein schmales Lächeln in den Spiegel im Vorraum. Er ahnt, dass er dennoch der Alte geblieben ist, ausgestattet bloß mit neuen Kräften und Ideen. Der Typ von Kontrolleur kann froh sein, dass er diese harten, rahmengenähten Schuhe noch nicht getragen hat, als er ihm den Tritt in die Weichteile verpasst hat. Wieder fragt sie ihn, ob er bleibt und sie ein Bett für ihn herrichten soll. Sie wäscht das Geschirr mit erstaunlich flinken Bewegungen ab, den Rücken ihm zugekehrt. Er sitzt da, nuckelt an einem weiteren Bier, das sie ihm nicht gleich geben wollte, und raucht hastig. Das sei nicht nötig, sagt er. Und dass er eine Unterkunft habe und ihr nicht zur Last fallen wolle.

„Du bist mein einziges Kind“, sagt sie. „Ich hab sonst niemanden mehr.“

„Lieb von dir, Mutter“, sagt er. Er weiß jetzt, wie laut er sprechen muss, damit sie ihn gut versteht.

„Wann kommst du wieder?“ Vorsichtig fragt sie ihn das, um nicht allein durch den Tonfall eine schroffe Antwort zu provozieren.

„Ich brauche Geld.“

Sie reagiert nicht. Trocknet weiter ab.

„Ich brauche Geld!“

Sie antwortet immer noch nicht. Er dämpft die Zigarette aus, als würde er ein Insekt zerquetschen. Sie legt das Geschirrtuch weg, nickt ein paar Mal und schlurft ins Schlafzimmer. Er folgt ihr lautlos, bleibt in der Tür stehen. Sie zieht ein Stück der Folie von der Kommode, öffnet eine Lade und nimmt eine Schatulle heraus. Würde sie nur ein wenig den Kopf heben und nicht am Star leiden, könnte sie ihn im Spiegel über der Kommode sehen. Wie er im Türstock lehnt, lässig in diesem Anzug, und jede ihrer Bewegungen beobachtet.

Als sie in die Küche kommt, sitzt er am Tisch. Er starrt auf den Rücken seiner Faust. Mit fließenden Bewegungen lässt er eine Bierkapsel über seine Finger wandern. Kunstgriffe, die man im Gefängnis lernt. Um das Vakuum der Stunden mit irgendwas auszufüllen. Schein um Schein legt sie vor ihn auf den Tisch. Er zählt nicht mit, denkt an etwas anderes. Denkt an einen Haufen Geld, wie ihn seine Mutter noch nie gesehen hat. Und daran, dass es an der Zeit ist, endlich zu korrigieren, was vor vielen Jahren schiefgelaufen ist.

„Danke“, sagt er. „Du kriegst alles zurück, wenn ich wieder da bin.“

Ihre Falten ordnen sich zu einem Lächeln.

„Machst du mir noch einen Kaffee?“

„So viel du möchtest“, sagt sie.

„Ich muss mal.“

Er steht auf und geht aus der Küche. Aber statt ins Klo biegt er ins Schlafzimmer ab. Ein paar Handgriffe, und die Schatulle ist offen. Er nimmt den ganzen Packen Geld

heraus und stopft ihn sich in die Sakkotasche. Er zwingt sich, sich selbst im Spiegel in die Augen zu schauen. Am liebsten würde er seine Sonnenbrille aufsetzen. Das Blau seiner Augen reflektiert das Blau seines Sakkos. Immer schon haben seine Augen die Blautöne seiner Umgebung angenommen. Dieses Gesicht im Spiegel ist noch attraktiv, obwohl man dem Mann ziemlich zugesetzt hat. Mit einem raschen zweiten Griff holt er die kleine Hand heraus, die am Kreuzifix neben der Kredenz fehlt. Diese Hand aus Elfenbein kennt er nur zu gut. Er lässt sie in seine Brusttasche gleiten. Nach einem kurzen Zögern zieht er das Bündel Geld aus seinem Sakko, zählt ... drei, vier, fünf Scheine ab und steckt sie zurück in die Schatulle. Im Vorraum öffnet er die Tür zum Klo und betätigt die Spülung. Den Kaffee trinkt er in der Küche im Stehen.

Wenn er etwas nicht mag, dann Abschiede dieser Art. Er beugt sich hinab, um die alte Frau zu umarmen und ihr einen Kuss auf die Wange zu geben. Sie weint. Er kann es nicht hören, aber spüren. Lautlos gluckst sie in sich hinein. Frauentränen sind so ziemlich das einzige, was ihn hilflos macht. Hilflosigkeit weckt Aggressionen. Die wiederum haben ihn schon oft in Schwierigkeiten gebracht. Er befreit sich aus der Umarmung. Mit ein paar steifen Schritten verlässt er die Wohnung. Er kann sich nicht erklären, warum es sich dieses Mal wie ein Abschied für immer anfühlt.

Auf der Straße setzt er die Ray Ban auf. Er braucht ein paar Dinge. Was er aber vor allem benötigt, sind Informationen. Wo er war, lernt man entweder sich zu beschaffen, was man braucht, oder man bleibt auf der Strecke. Hin und wieder begegnet er einem bekannten Gesicht, das er nicht zuordnen kann. Ihn scheint hier niemand mehr zu erkennen. In diesem Viertel, wo er aufgewachsen ist. Die Zeit ist

ein Allesfresser, denkt er. Manche weichen ihm mehr aus, als nötig wäre. Beim Fröbelpark steigt er in ein Taxi.